



Annie rennt

Als vor einem halben Jahr Studenten in ganz Deutschland gegen die Bildungspolitik protestierten, war alles wie immer: besetzte Hörsäle, bissige Parolen und laute Demonstranten. Bis sich die erste Studentin auszog.

Text: Hilmar Poganatz Foto: Nicole Maskus

Freitag, der 5. Dezember 2003, wird Anika Frischwasser noch lange im Gedächtnis bleiben. Es weht ein Wind aus Warschau, wie so oft, wenn es Winter ist in Berlin. Die Temperaturen sind nahe dem Gefrierpunkt. Trotzdem hat Anika keinen Mantel an, kein Hemd, keine Hose. Nur ihre Unterwäsche. Wie eine Besessene rennt die 21-Jährige über den Breitscheidplatz an der Westberliner Gedächtniskirche. Halb nackt, mit weit aufgerissenem Mund und wehenden Haaren stürmt sie über den Weihnachtsmarkt, an der Spitze eines Haufens hagerer und nackter Männer. Über ihren Busen und über ihren Bauch sind die Worte „For Sale“ gepinselt. In diesem Augenblick wird Anika unverhofft zum Symbol einer Bewegung zorniger Studenten, die gegen die Kürzungen an den Unis kämpfen. Zehntausendfach drucken die Zeitungen ihr Bild, sie erscheint in Fernsehnachrichten, sogar auf dem Titelbild des Nachrichtenmagazins *Spiegel*: die unbekannte nackte Studentin, Postergirl einer neuen Protestbewegung. Genauso schnell, wie sie aufgetaucht war, tauchte die erste Ikone des Studentestreiks wieder unter in der Masse der Protestierenden. Andere Mädchen ahmten sie nach und zeigten sich nackt bis auf die Scham. Ein halbes Jahr nach ihrem Lauf um den Breitscheidplatz sitzt Anika Frischwasser in einem Café im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg und schlägt die Beine übereinander, mal links, mal rechts, und kokettiert ein wenig mit ihrer Rolle. Aber nur ein bisschen, denn im Grunde ist Annie, deren Spitznamen ihre Freunde gern englisch aussprechen, ein normales, hübsches

Als Annie ihren Posten verlässt, kommt der entscheidende Moment.

Mädchen, das gern tanzen geht, im Fitnessstudio trainiert, enge Klamotten trägt und zu Hause ein Kätzchen hat. Keine, die sich aus feministischem Freiheitsstreben auszieht. „Sagen wir so“, erklärt sie, „ich zeig halt gern, was ich habe.“ Um Ruhm sei es ihr nicht gegangen, sagt die Berlinerin, die gerade in eine WG im Arbeiterviertel Wedding gezogen ist.

Dann denkt Annie zurück an diesen Freitag im Dezember. Am Haupteingang der Mathematischen Fakultät an der Straße des 17. Juni tobte der Kampf um die Türen. Seit Tagen war das Gebäude besetzt, aber gerade die jüngeren Semester wollten sich den Zutritt nicht verbieten lassen, es kam sogar zu Handgreiflichkeiten. Genau einen Monat zuvor hatten die

Studenten der Technischen Universität (TU) den Streik erklärt, um gegen die Schließung von drei ihrer acht Fakultäten auf die Barrikaden zu gehen. Einen Tag

zuvor waren vierzig Studierende vor dem ARD-Hauptstadtstudio mit einem Plakat ins Wasser gesprungen, auf dem „Die Bildung geht baden“ stand. Andere hatten versucht, Rathaus, Bankgesellschaft und das Tagungshotel „Maritim“ zu stürmen. „Studentenprotest eskaliert“, titelte die *Berliner Morgenpost*.

Annie, die Wirtschaftsmathematik studiert, bewachte an jenem Freitag einen Seiteneingang ihrer Fakultät. Im Semester davor hatte sie ihr Grundstudium abgeschlossen. Eigentlich hatte sich Annie noch nie mit Politik auseinandergesetzt, erst recht nicht mit Hochschulpolitik – bis der Unistreik begann. In diesem Moment sei sie mit dem Kopf darauf gestoßen worden: Sie fing an, sich über die Kürzungspläne an


 mach
mit!


den Universitäten zu informieren, und merkte plötzlich: „Es betrifft mich direkt.“ Das Land Berlin will Studiengebühren erheben, die am Ende vielleicht gar nicht der Uni zufließen, sondern im Haushaltsloch der Hauptstadt versickern? Annie war klar: Sie musste etwas tun. Als kurz darauf das TU-Hauptgebäude besetzt wurde, war sie dabei.

Zwei Wochen später ist sie eine der wenigen Studenten, die die Gebäude weiterhin verschlossen halten. Nur ein paar ihrer Freunde sind dabei. Sie haben die Türen ihres Instituts besetzt, versuchen, andere von der Notwendigkeit des Protestes zu überzeugen. Als Annie ihren Posten verlässt, um ein paar Kommilitonen zu begrüßen, kommt der entscheidende Moment, der ihre ganz persönlichen 15 Minuten Ruhm begründet. Die Kommilitonen wollen Annie dazu überreden, bei einer Flitzeraktion mitzumachen: nackt über den Weihnachtsmarkt laufen, mit Parolen auf der Haut. Annie zögert, dann kommt sie mit. Ausziehen. Anmalen. Anziehen. Zum Ku'damm. Kurze Zeit später rennt Annie an der Spitze nackter Studenten um die Gedächtniskirche. Das Spektakel dauert etwa fünf Minuten.

Heute, ein halbes Jahr nach dem Streik, ist Annie überzeugt, dass Aktionen wie diese etwas bewegt haben. Sie trug die Parole „For Sale“ auf den Leib geschrieben: „Ich brauche ja Geld für die Bildung“, sagt sie. 480 Euro Bafög bekommt sie, 150 Euro Kindergeld, dazu ein wenig Geld vom Jobben als Verkäuferin bei einem Juwelier. Von diesem Geld muss sie 270 Euro Miete bezahlen, ihr Leben, Bücher und

womöglich bald bis zu 500 Euro Studiengebühren. „Wenn man einmal irgendwo durchfällt, leicht Prüfungsangst bekommt und keine reichen Eltern hat, ist man ganz schnell weg vom Fenster“, kritisiert sie. Dabei ist sie gar nicht grundsätzlich gegen Studiengebühren: „Aber es sollten maximal 250 Euro sein.“ Seit Annie sich genau informiert hat, hat sie die komplizierten Sachverhalte schon Hunderten ahnungsloser Studenten erläutert und dabei auch gemerkt, wie schwierig es ist, junge Leute zu mobilisieren. Aber sie ist sicher: Ihre Beteiligung hat etwas gebracht.

„Mit unseren medienwirksamen Aktionen ha-

„Provokante Sprüche auf nackter Haut ziehen.“

ben wir Teilerfolge erzielt“, sagt sie. Als die in Berlin mitregierende PDS ihrem Wissenschaftssenator Thomas Flierl das von ihm favorisierte Studienkontenmodell ausredete, sei das „ein kleiner Sieg“ gewesen. Sie sagt das ohne Übermut, denn auch ihr ist klar, dass trotz kleiner Erfolge an den Unis weiter gekürzt wird. Wenn jetzt aber die Mehrzahl ihrer Mitstudenten sage, dass sich der ganze Streik nicht gelohnt habe, könne sie nur den Kopf schütteln, meint Annie: „Meine Uni ist auf unsere Forderung eingegangen, die alten Hochschulverträge beizubehalten und nicht noch weiter zu kürzen. Andere Unis haben Teile der Kür-

zungen aufs Wartegleis gestellt.“ So wurden die Kürzungen an der Humboldt-Universität um vier Millionen Euro zurückgenommen und damit 17 Professuren gerettet. Das Problem sei, dass viele von diesen Erfolgen nichts wüssten. In Erinnerung bleiben eben vor allem die Fotos: Studenten im Eiswasser, Nackte auf der Straße. Annie kann das verstehen: „Provokante Sprüche auf nackter Haut ziehen eben. Sex sells.“

Annie ist auch nach dem Streik aktiv geblieben. Sie engagierte sich beim Protestsender „Uniwut TV“ und hat dort an Beiträgen über Hochschulpolitik mitgearbeitet. „Der Streik“, sagt sie, „hat mich in gewisser Weise auch radikalisiert.“ Nicht im politischen Sinne – aber sie habe gemerkt, dass man etwas bewegen kann, wenn man etwas von sich selbst gibt. Ein paar Monate vor dem Streik hätte sie niemals bei einer Gebäudebesetzung mitgemacht. „Eine Anzeige würde ich aber nicht riskieren“, sagt sie. Deswegen ist sie nicht mitgegangen, als andere heimlich in den Palast der Republik eindrangen, um dort Plakate aufzuhängen, sie war auch nicht dabei, als Kommilitonen eines Nachts die Weihnachtsbaumspitze vor dem Roten Rathaus absägten.

Die Radikalisierung der Bewegung hat Annie inzwischen auch Grenzen und Kehrseiten ihres frischen politischen Engagements gezeigt. Als ihre Uniwut-Kollegen den Offenen Kanal in Berlin besetzten, verummten sie sich, stellten eine Talkrunde mit „Ulrike Meinhof“ und „Benno Ohnesorg“ zusammen und riefen zum „Djihad“ auf. Annie hat das überhaupt nicht gefallen. Auch als sich die streikenden Studenten Themen wie Sozialabbau zuwandten, war Annie nicht begeistert. „Das hat unsere eigentlichen Ziele verwässert.“ Inzwischen geht sie nur noch einmal im Monat zu „Uniwut TV“. „Ich überlege, ob ich noch dahinter stehe und ob mein politisches Engagement hier enden sollte“, sagt sie. Aber selbst wenn sie jetzt aufhören würde: Könnte sie die Uhr zurückdrehen, würde sie am 5. Dezember wieder nackt auf die Straße gehen. Denn eines bleibt ihr so oder so: Stolz. Und die Gewissheit, etwas erreicht zu haben.